



Yoko Ogawa

Das Museum der Stille

Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe
und Kimiko Nakayama-Ziegler

liebeskind

Bei meiner Ankunft im Dorf hatte ich nichts weiter bei mir als eine kleine Reisetasche. Ein paar Kleidungsstücke, Rasierzeug, Schreibutensilien, ein Mikroskop und zwei Bücher – eines über Museumskunde und das *Tagebuch der Anne Frank*. Mehr war nicht darin.

Im Schreiben meiner Auftraggeberin stand, ich würde vom Bahnhof abgeholt, aber da ich ihr nichts über mein Äußeres mitgeteilt hatte, fragte ich mich etwas beunruhigt, ob wir uns womöglich verfehlen könnten. Ich verließ das Gleis über eine Treppe und ging durch die Bahnsteigsperrre. Außer mir war niemand an dieser Station ausgestiegen.

»Herzlich willkommen.«

Die Frau, die sich von einer Bank im Wartesaal erhob und auf mich zukam, war erheblich jünger, als ich es erwartet hatte, eigentlich noch ein Mädchen. Ihre Umgangsformen wirkten so fein und höflich, dass mir vor Verlegenheit keine passende Begrüßung einfiel.

»Wenn Sie mir bitte folgen wollen«, sagte sie, meine Unsicherheit übergehend, und brachte mich zu einem Wagen.

Nachdem wir eingestiegen waren, wies sie den Chauffeur an loszufahren.

Obwohl die Luft des beginnenden Frühlings noch recht frisch war, trug sie über ihrem leichten ausgestellten Baumwollkleid nicht einmal eine Strickjacke. Der Himmel war wunderbar klar, und der Wind blies nur ein paar dünne Wölkchen vor sich her. An sonnigen Flecken blühten Krokusse, Narzissen und Margeriten.

Vom Bahnhof aus fuhren wir eine breite Straße am Marktplatz entlang und erreichten bald eine offene Landschaft aus Feldern und Gärten. Rechts von der Straße wucherte Gestrüpp, links breiteten sich Kartoffeläcker aus, hinter denen sich Wiesen und Weiden erstreckten. Wo am Horizont Hügel und Himmel aufeinandertrafen, ragte ein Glockenturm auf. Die gesamte Szenerie war gleichmäßig von der Sonne überflutet, die sich offenbar vorgenommen hatte, sämtliche Überreste des kalten Winters wegzuschmelzen, die sich noch im Schatten des Unterholzes verbargen.

»Es ist schön hier«, sagte ich.

»Es freut mich, dass es Ihnen gefällt.«

Mit geradem Rücken, beide Hände sittsam auf die Knie gelegt und den Blick nach vorne gerichtet, saß die junge Frau da. Nur wenn sie etwas sagte, neigte sie den Kopf und senkte den Blick in Richtung meiner Schuhe.

»Ich glaube, wir werden gut mit der Arbeit vorankommen.«

»Ja, meine Mutter hofft das auch.«

Erst jetzt dämmerte es mir, dass sie die Tochter meiner Auftraggeberin war.

Sooft der Wagen um eine Kurve bog, schwang ihr Haar zur Seite und verbarg einen Teil ihres Profils. Es wirkte so glatt und natürlich, als wäre sie noch nie bei einem Friseur gewesen.

»Meine Mutter ist ein bisschen sonderbar, also wundern Sie sich bitte nicht«, sagte das Mädchen nun etwas zutraulicher.

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen.«

»Es ist aber schon mehrfach vorgekommen, dass jemand wegen Unstimmigkeiten die Arbeit mittendrin abgebrochen hat.«

»Man merkt es mir vielleicht nicht an, aber ich arbeite schon zu lange in diesem Beruf, um mich derart unprofessionell zu verhalten.«

»Ja, das weiß ich aus dem Lebenslauf, den Sie uns geschickt haben.«

»Meine Arbeit besteht darin, möglichst viele von den Dingen, die über den Rand der Welt gegliedert sind, wieder aufzusammeln und ihren Wert trotz der Disharmonie, die sie vielleicht umgibt, zur Geltung zu bringen. Meine Auftraggeber sind in der Regel starke Persönlichkeiten. Würde ich sie aufzählen, käme eine recht interessante Liste zusammen. Ein paar Schrullen können mich jedenfalls nicht mehr schrecken. Seien Sie unbesorgt.«

Das kleine Lächeln, das ich auf ihrem Gesicht zu entdecken glaubte, wich sofort wieder einem beherrschten und sittsamen Ausdruck.

Nach einer Weile ging die asphaltierte Straße in eine

schmale Schotterpiste über. Meiner Einschätzung nach hatten wir das Dorf in westlicher Richtung verlassen. Die Umgebung bestand noch immer aus niedrigem Gestrüpp, und kleine Tiere wie Wiesel oder Eichhörnchen huschten durchs Gras. In meiner Tasche schlugen mit leisem Klicken die Einzelteile des Mikroskops gegeneinander.

Nachdem wir über eine Steinbrücke einen Bach überquert hatten, fuhren wir einen sanften Hügel hinauf, bis ein pompöses schmiedeeisernes Tor vor uns aufragte. Es stand weit offen, und der Wagen glitt mit unverminderter Geschwindigkeit hindurch. Im Halbschatten der riesigen Pappeln schlängelte sich ein schmaler Weg, dessen Kiesel unter den Reifen hervorsprangen und gegen die Scheiben prasselten.

»Wir sind da. Dort ist es.«

Das Mädchen deutete aus dem Fenster. Unvermutet öffnete sich der Blick, und auf einer Anhöhe vor uns lag eine Villa. Der Finger, den das Mädchen gegen die Scheibe drückte, war feingliedrig, weiß und wirkte geradezu zerbrechlich.

Das Gespräch fand in der Bibliothek statt. Meine Auftraggeberin thronte in der Mitte des Raumes auf einem mit Samt bezogenen Sofa, das vermutlich einmal cremefarben gewesen war. Mit der Zeit hatten sich jedoch Schweiß, Fingerspuren, Speichel, Staub, irgendwelche Getränke und fettige Süßigkeiten zu einem schmutzigen Farbton vermengt. Das Polster war durchgesessen,

und an den abgewetzten Armlehnen war schon die Füllung sichtbar.

Meine Auftraggeberin war unglaublich schwächling. Sie wirkte so mager und knochig, als würde ihr Körper sämtliche Nahrungsaufnahme verweigern. Ihre Hüften waren beinahe rechtwinklig. Ich hätte sie mit Leichtigkeit in den Armen wiegen können. Ihre Statur war eigentlich nicht mehr als klein und zierlich zu bezeichnen. Sie war geradezu winzig.

Ihre Aufmachung war – sei es aus Gründen ihrer Statur oder des Geschmacks – sehr exzentrisch. Auf dem Kopf hatte sie eine Wollmütze, dazu trug sie eine Menge ohne erkennbaren Stil zusammengewürfelter kariertes, gestreifter und geblümter Kleidungsstücke, sodass sie Ähnlichkeit mit einem der zahllosen Flecken auf ihrem Sofa hatte.

Am meisten verwunderte mich jedoch, dass die Frau die Mutter des Mädchens sein sollte, das mich abgeholt hatte, denn dazu war sie viel zu alt. Sie musste mindestens auf die Hundert zugehen und war vom Alter völlig ausgezehrt. Es war undenkbar, dass ein derart vertrockneter Leib das junge Mädchen geboren hatte.

Eine Weile sprach niemand. Die Greisin ließ gleichgültig die Schultern hängen und hielt den Blick gesenkt. Sie räusperte sich nicht einmal. Diese starre Haltung ließ ihren Körper noch eingeschrumpfter, älter und kraftloser erscheinen.

Vielleicht wollte sie mich mit ihrem Schweigen prüfen oder meine Persönlichkeit ergründen. Oder hatte ich

womöglich bereits einen Fehler begangen und damit die Missbilligung der alten Frau auf mich gezogen? Zum Beispiel, indem ich es versäumt hatte, ein Gastgeschenk mitzubringen, oder die falsche Krawatte trug ...

Es gab da viele Möglichkeiten. Hilfe suchend sah ich zu dem Mädchen hinüber, das an einem Erkerfenster saß. Aber sie schenkte mir nicht einmal das kleinste aufmunternde Lächeln und strich nur beflissen den Saum ihres Kleides glatt.

Eine Hausangestellte servierte Tee. Das Klappern der Tassen und Untertassen lockerte die steife Atmosphäre ein wenig auf, gleich darauf breitete sich jedoch wieder Stille aus.

Die Bibliothek hatte eine hohe Decke, und ich fröstelte. Kein Sonnenstrahl drang in den Raum, denn ungeachtet des schönen Wetters waren die dicken Vorhänge zugezogen. Das Licht, das durch die verstaubten Lampenschirme drang, war schwach, sodass der ganze Raum im Halbdunkel lag. Die Bücher in den Regalen, die die nördliche Wand bedeckten, verströmten einen eigentümlichen Geruch nach Leder und Papier.

Auf den ersten Blick handelte es sich um eine gut bestückte Sammlung. Natürlich konnte ich nichts Bestimmtes sagen, ehe ich sie nicht genauer in Augenschein genommen hatte. In der Eingangshalle, im Treppenhaus und im Korridor waren mir einige Gemälde und Skulpturen aufgefallen, und auch die Bibliothek hatte einige Raritäten zu bieten: Standuhren, Vasen, Lampen und Kunstwerke aus Glas. Das Problem war nur,

dass ihr Zustand nicht gerade der beste war und sich Kostbares willkürlich mit irgendwelchem Trödel abwechselte. Neben einem silbernen Lampenfuß in Form eines Hirsches aus dem vergangenen Jahrhundert stand ein Aschenbecher, den offenbar jemand aus einer billigen Kneipe hatte mitgehen lassen. All diese Objekte zu sichten, zu ordnen und zu reparieren würde viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmen. Verglichen mit meinen bisherigen Projekten stand hier ein wesentlich größerer Aufwand bevor.

Schließlich konnte ich die Stille nicht mehr ertragen. »Das könnte ein gutes Museum werden«, sagte ich. Abrupt hob die alte Frau den Kopf und sah mich zum ersten Mal an.

»Für eine Privatsammlung ist das Niveau ausgezeichnet. Nicht nur die Kunstwerke und das Kunsthandwerk, auch das Mobiliar, der Garten und das Anwesen als Ganzes sind wie geschaffen für ein Museum.«

»Wovon reden Sie?«

Verblüfft über die Lautstärke und Kraft der Stimme, die unvermutet aus diesem schwächlichen Körper ertönte, geriet ich ins Stottern.

»Nun ja, natürlich wird alles vorher mit Ihnen abgesprochen. Ich möchte einfach nur darauf hinweisen, wie vielfältig die Möglichkeiten sind. Angefangen damit, im Rathaus eine Ecke einzurichten und einige Objekte der Sammlung mit Ihrem Namen dort auszustellen, bis hin zur Errichtung eines neuen Museumsgebäudes hier auf dem Anwesen ...«

»Ich habe Sie gefragt, wovon Sie vorhin geredet haben.«

»Ja, also vorhin, was war das noch ...? Auf jeden Fall irgendetwas über das Museum.«

»Oh, wie ich so was hasse! Sie müssen ja ein schwaches Gedächtnis haben, wenn Sie nicht einmal wiederholen können, was Sie vor ein paar Sekunden gesagt haben. Nicht zu fassen! Und Sie wollen Museumsexperte sein? Wenn ich etwas nicht ausstehen kann, sind es Schlafmützen. Lahmarschige Kerle. Es ist mir zuwider, wenn etwas nicht präzise und ohne Zeitverlust erledigt wird. Es ist ja wohl nicht zu übersehen, dass ich keine Zeit zu verlieren habe.«

Stakkatoartig schossen die Worte zwischen ihren tief in den Kiefer eingesunkenen Lippen hervor und zischten durch den Raum. Dabei bebten die Finger, Schultern und Kniescheiben der alten Frau wie von den Schwingungen ihrer Worte in Bewegung gesetzt.

»Ich erinnere mich nicht, Sie darum gebeten zu haben, den ganzen Schrott hier in ein Museum zu stellen. Also reden Sie nicht so eigenmächtig daher. Wer hat schon Lust, sich den Krempel anzugucken, für den irgendwelche Vorfahren von mir ihr Geld aus dem Fenster geschmissen haben? Niemand! Im besten Fall kommen irgendwelche dämlichen Trottel, kreischen ›Oh, wie interessant‹ oder ›Oh, welch Verschwendung‹ und begrabbeln mit ihren klebrigen Fingern die Vitrinen.«

Die Alte krümmte sich immer mehr, bis sie mich gewissermaßen von unten ansah. Ihre Wangen waren

eingefallen, die Augenbrauen spärlich, und auf dem schmalen Stück Stirn, das unter der Mütze hervorlugte, hatte sie einen eitrigen Abszess.

Beherrscht wurde ihr Gesicht jedoch von den Falten. Ihre Augäpfel, ihre Nasenlöcher und ihre Lippen, alles versank in tiefen Schluchten. Ihre Haut erinnerte mich an die eines arktisches Walrosses aus dem Naturkundemuseum, in dem ich einmal gearbeitet hatte.

»Für kein Stück von dem Plunder, der hier rumsteht, habe ich selbst einen Finger krumm gemacht. Alles von meinen Vorfahren. Warum sollte ich mich darum kümmern? Für nichts in der Welt! Aus Prinzip tue ich nie das, was alle tun. Das ist mein wichtigster Grundsatz. Es gibt bis jetzt also zwei Regeln, die Sie beherzigen müssen. Wiederholen Sie gefälligst!«

Ich sammelte meine Gedanken, wobei ich einen Knopf meines Jacketts öffnete und meinen Blick auf den erkaltenden Tee richtete.

»Die Dinge effizient vorantreiben und tun, was sonst keiner tut ...«

Die Alte schnaubte nur, und es war nicht auszumachen, ob meine Antwort richtig oder falsch gewesen war.

»Was ich im Auge habe, ist ein grandioses, bedeutungsvolles Museum, das einzigartig ist und das ein Grünschnabel wie Sie sich gar nicht vorstellen kann. Und wenn Sie einmal angefangen haben, unterstehen Sie sich, mittendrin aufzuhören! Mein Museum wird sich unendlich und unaufhaltsam vergrößern. Man könnte es

eine bedauernswerte, zur Ewigkeit verdamnte Existenz nennen. Aber seine Ausstellungsstücke mit der Begründung, dass sie sich endlos vermehren, im Stich zu lassen, hieße, die Ärmsten ein zweites Mal sterben zu lassen. Man könnte sie ja einfach unbeachtet lassen, dann würden sie in ihrer Ecke verfallen, ohne Ansprüche zu stellen. Aber wenn man sie einmal hervorgeholt und neugierigen Blicken und zeigenden Fingern ausgesetzt hat, dann darf man sie nicht wieder im Stich lassen. Das wäre grausam. Finden Sie nicht? Das heißt, Sie dürfen auf keinen Fall mittendrin aufhören. Das ist die dritte Regel.«

Die Stille, die nun eintrat, war ebenso unvermittelt wie der Beginn ihrer Rede. Kaum hatte sie ihren Mund geschlossen, verwandelte sie sich sogleich wieder in eine winzige Greisin. Das Zittern ihrer Glieder legte sich, sie senkte den Blick, und die Stille des Raums sog die Energie auf, die sie eben noch zusammen mit ihrem Speichel versprüht hatte.

Wie sollte ich an diese Sache herangehen, um sie zu einem guten Ende zu bringen? Es hätte mir schon geholfen, wenn das Mädchen mir wenigstens – und wenn auch nur mit einem Blick – Verständnis signalisiert hätte, aber es versteckte sich weiter in der Zimmerecke.

Trotz der zugezogenen Vorhänge merkte ich, dass die Sonne unterging und der Wind auffrischte, denn von ferne war das Rauschen der Bäume zu hören. Die Kühle, die vom Boden aufstieg, verlieh der Stille eine noch größere Dichte.

»Geben Sie mir doch mal eine Kostprobe Ihrer museuskundlichen Kenntnisse.«

Ihr Gebiss drohte herauszufallen, und Speichel flog durch die Luft.

»Ja, gern.«

Mir war klar, dass jeder Versuch, auf sie sympathisch zu wirken, ohnehin sinnlos gewesen wäre, und ich beschloss, einfach zu sagen, was mir in den Sinn kam.

»Ein Museum ist eine ständige Einrichtung, die ohne Profitstreben der Öffentlichkeit zugänglich ist und auf selbstlose Weise der Gesellschaft und ihrer Entwicklung dient. Außerdem führt ein Museum verschiedene Projekte durch, die in relevantem Zusammenhang mit den Menschen und ihrer Umwelt stehen. Es werden Nachweise erbracht, gesammelt und archiviert, um sie in den Dienst von Forschung, Bildung und Unterhaltung zu stellen.«

»Hm, das klingt ziemlich öde. Sie beten ja bloß die internationalen Museumsrichtlinien runter«, krächzte die Alte und rückte, nachdem sie einmal geniest hatte, ihr Gebiss zurecht.

»Also gut. Vergessen wir jetzt mal diesen kleinkarierten Regelkram. In meiner Jugend habe ich mir Museen auf der ganzen Welt angeschaut, von riesigen Nationalmuseen, in denen man drei Tage rumlaufen kann, bis zur letzten Scheune, die irgendein starrsinniger alter Querkopf für seine Sammlung von landwirtschaftlichen Geräten umgebaut hat. Aber nicht eines davon hat mich überzeugt. Keines war mehr als eine Abstell-

kammer. Sie besaßen nicht einen Bruchteil der Inbrunst, die ein Opfer an die Göttin der Weisheit erfordert. Was ich schaffen will, ist ein Museum, das über die menschliche Existenz hinausreicht. Sogar in den faulenden, wertlosen Gemüseabfällen in einer Mülltonne finden sich noch Spuren vom Wunder des Lebens, etwas, das alle Reichtümer dieser Welt im Keim enthält ... Ach, es lohnt sich nicht, das zu erklären. Und schon gar nicht jemandem, der etwas von ›Einrichtungen ohne Profitstreben‹ daherfaselt. Übrigens, welches Datum ist heute? Der 30. März? Das ist doch der Tag, an dem der Feldhase geopfert wird. Wo bin ich nur mit meinen Gedanken? Da muss ich doch einen Hasenschenkel essen. Die Sonne ist auch schon untergegangen. Also dann.«

Die alte Frau griff nach ihrem Stock und erhob sich. Als ich ihr helfen wollte, winkte sie mit einer unwirschigen Bewegung ihres Stocks ab und humpelte, gefolgt von dem jungen Mädchen, aus der Bibliothek. Sprachlos starrte ich den beiden nach. Auf dem Sofa, auf dem die Alte gerade noch gesessen hatte, war eine kleine Kuhle zu sehen.

Für die Nacht wies man mir ein hübsches Zimmer in einem Doppelhaus an, das im rückwärtigen Garten lag. Das zweistöckige Gebäude bestand aus zwei symmetrischen Flügeln, und neben mir wohnte das Gärtnerehepaar. Der Mann war der Fahrer, der mich mit dem Wagen vom Bahnhof zur Villa gebracht hatte, und die Frau

die Hausangestellte, die in der Bibliothek den Tee servierte hatte.

»Sie sind neu hier?«, sprach der Gärtner mich freundlich an, als wir uns vor dem Eingang begegneten.

»Ja, aber ich vermute, dass es mit meiner Anstellung nichts wird. Das Vorstellungsgespräch ist nicht besonders gut gelaufen.«

»Das kann man nie wissen.«

»Ich glaube nicht, dass ich der alten Frau besonders gefallen habe.«

»Wie kommen Sie auf die abwegige Idee, dass irgendjemand ihr gefallen könnte? Machen Sie sich nichts daraus. Gehen Sie früh zu Bett, Sie müssen von Ihrer langen Reise müde sein.«

Der Gärtner hatte die robuste Statur eines Menschen, der jahrelang körperliche Arbeit verrichtet hat. Auch seine sonnenverbrannten Arme, die unter seinen aufgerollten Ärmeln zum Vorschein kamen, vermittelten diesen Eindruck. Die Villa war zu groß, das Mädchen zu jung, die alte Frau zu alt – in dem ganzen widersprüchlichen Chaos wirkten seine Bescheidenheit und seine unkomplizierte Fürsorglichkeit ermutigend auf mich.

Nach Sonnenuntergang war die gesamte Szenerie vor meinem Fenster in Dunkelheit gehüllt. So angestrengt ich auch starrte, ich vermochte nicht den mindesten Lichtpunkt zu entdecken. Die Villa, die hinter Bäumen lag, verwandelte sich langsam in einen schwarzen Klotz, bis sie schließlich ganz in der Finsternis versunken war.

Nachdem ich das Abendessen verzehrt hatte, das mir von der Haushälterin gebracht worden war, gab es für mich nichts mehr zu tun. Die Küche und das Wohnzimmer waren im Erdgeschoss, im ersten Stock befanden sich Schlafraum und Bad. Alle Möbel und Dinge des täglichen Gebrauchs waren funktional, von guter Qualität und im Vergleich zum Haupthaus mit viel Sachverstand angeordnet. Da ich vermutlich am nächsten Tag wieder abreisen würde, beschloss ich, so wenig wie möglich in Unordnung zu bringen.

Meine Reisetasche stellte ich ungeöffnet neben dem Bett ab. Weil ich im Bad kein Durcheinander hinterlassen wollte, nahm ich nur ein Handtuch, um mich abzutrocknen, und spülte mir noch den Mund aus. Auf dem Nachttisch lag ordentlich zusammengefoldet ein gebügelter Schlafanzug. Bestimmt hatte die Haushälterin ihn vorsorglich für mich bereitgelegt. Ich zögerte zuerst, entschied aber dann, ihn nicht anzuziehen, und kroch in meiner Unterwäsche ins Bett.

Nur das *Tagebuch der Anne Frank* holte ich aus meiner Tasche. Seit vielen Jahren gehörte es zu meinen Gewohnheiten, vor dem Einschlafen darin zu lesen. Welche Stellen und wie viel ich las, entschied ich spontan. Meist waren es ein oder zwei zufällig aufgeschlagene Seiten, manchmal las ich mir auch die ganze Eintragung eines Tages laut vor.

Warum ich damit anfing, weiß ich heute nicht mehr. Das *Tagebuch der Anne Frank* war ein Andenken an meine Mutter. Sie starb, als ich achtzehn war.

Ich bin noch keinem von ihnen begegnet, doch gibt es genug Menschen auf der Welt, die vor dem Einschlafen in der Bibel lesen. Sooft ich in einem Hotel in der Nachttischschublade eine Bibel fand, fragte ich mich, ob diese Menschen und ich vielleicht ähnliche Empfindungen hatten. Natürlich war meine Mutter nicht Gott. Aber die Methode, sich durch Zwiesprache mit etwas Unsichtbarem, Fernem zu beruhigen, kurz bevor sich das Bewusstsein vom Körper löst, erschien mir verwandt.

Sowohl der Einband als auch die Seiten des Buches waren mittlerweile bräunlich verfärbt. Die Ecken waren teils geknickt, das Lesebändchen war zerfranst, stellenweise waren die Heftfäden gerissen, und einige Seiten drohten herauszufallen. Daher musste man behutsam damit umgehen und durfte es nur sachte aufschlagen, indem man es ohne überflüssigen Kraftaufwand mit beiden Händen festhielt.

Innen stand noch der Name meiner Mutter, den sie hineingekritzelt hatte, um ihr Eigentum zu kennzeichnen – natürlich ohne daran zu denken, dass das Büchlein für ihren Sohn später zu einem Andenken werden würde. In all den Jahren war die Tinte verblasst und mit ihr allmählich auch der Name. Der Gedanke, dass er eines Tages ganz verschwinden würde, konnte mich in Panik versetzen. Ich fürchtete mich nicht nur vor der Trauer angesichts des fortschreitenden Verlusts der Erinnerungen an meine Mutter, sondern vor einer Verletzung, die noch tiefer gehen würde. Meine Furcht war so

groß, als sollte das Buch mit all den Fingerabdrücken von mir und meiner Mutter mit Messern zerfetzt und ins Feuer geworfen werden.

Plötzlich fiel mir wieder ein, was die alte Frau am Nachmittag über den zweimaligen Tod gesagt hatte. »Eine bedauernswerte Existenz, zur Ewigkeit verdammt.« Ich schüttelte rasch den Kopf, um den Klang ihrer Stimme zu verscheuchen.

Ich schlug das Buch auf. Donnerstag, 17. Februar 1944. Anne liest Frau van Daan und Peter vor, was sie geschrieben hat. Die Stelle, an der ihre Liebe zu Peter aufkeimt und die mir sehr gefällt. Die Zeile »Du brauchst wirklich nicht zu glauben, dass ich verliebt bin, denn das ist nicht wahr« vom 18. Februar war mit einer Wellenlinie unterstrichen. Sie wirkte so zart, als könne der geringste Hauch sie fortwehen.

Anstatt laut zu deklamieren, flüsterte ich deshalb in eine kleine dunkle Höhle im Inneren meines Gehörgangs hinein. Ich spürte, wie die Worte Anne Franks sich über die Dunkelheit senkten wie nächtlicher Tau. Da es ruhig war und die Luft klar, eignete sich das Schlafzimmer gut zum Vorlesen. Obwohl es meine erste Nacht in einem fremden Bett war, schlief ich ausgezeichnet.